

Aus dem Leben eines Musikkritikers

## Kolumne Nr. 11: Der Opern-Hospitant

Einmal war ich fast ein Künstler. Oder zumindest: Ich war dabei, als ein Kunstwerk entstand. Ich hatte nämlich den Plan, eine Inszenierung am Zürcher Opernhaus von allem Anfang an zu begleiten. Der damalige Direktor Claus Helmut Drese war einverstanden – kein Zufall, denn es war die Zeit kurz vor der Abstimmung über den Umbau des Theaters am Bellevue. Und so wurde ich zum Hospitanten befördert. Natürlich wollte ich nicht bei einer x-beliebigen Realisation dabei sein, sondern bei einer wegweisenden Tat. Dies bot sich Anfang 1980: das erfolgreiche Team des Monteverdi-Unterfangens an Zürichs Musikhöhle – Regisseur Jean-Pierre Ponnelle und Dirigent Nikolaus Harnoncourt – eröffnete einen Mozart-Zyklus mit „Idomeneo“. Ponnelle war zwar zunächst gegen meinen Status: „Ein Koch lässt sich nicht in die Töpfe gucken“. Harnoncourt konnte ihn überzeugen: „Es kann einem Kritiker nie schaden, ein bisschen hinter die Kulissen zu schauen.“ Zumal ich hoch und heilig versprochen hatte, die Hauptverantwortlichen in den nächsten zwei Jahren mit meinen Rezensionen zu verschonen ...

Und so war ich fünf Wochen lang jeden Tag bei zwei je dreistündige Proben dabei. Am Morgen waren das Musikalische und das Szenische getrennt: Harnoncourt leitete das Orchester in einer leeren Kirche nahe beim Opernhaus, Ponnelle wirkte in der Roten Fabrik. In den Abendproben vereinigten sich die Kräfte: Ponnelle arbeitete gestisch und mimisch mit Chor und Sängern, Harnoncourt sass neben dem Klavier und betreute den vokalen Strang. Zwei Angefressene hatten zusammengefunden – mit einer Intensität, die alles in ihren Bann zog. Beide verfügten zudem über eine ausgesprochen plastische Ausdrucksweise. Davon mögen ein paar Musterchen künden.

Das Schreckgespenst für Harnoncourt (der sich damit von der exklusiven Barockinterpretation verabschiedete und hier erstmals eine Mozart-Oper einstudierte) war die Klangballung. Immer wieder forderte er einen „weniger muskulösen Ton“. Zugriffig sollte dieser freilich dennoch sein. Zu den Streichern: „Spielen Sie ganz am Steg, das muss quälend wirken wie der Bohrer eines Zahnarztes.“ Oder aber: „Wichtig ist das Wischen in den Geigen; Sie sollten in den nächsten Ferien in ein richtiges Geisterschloss gehen.“ Tadelnd zu den Bläsern: „Wenn Sie hier Vibrato machen, tönt das wie ein Regenwurm.“ Zum Orchester insgesamt: „Das muss klingen wie eine Dampflokomotive, die gerade eingeeizt wird und jetzt unter Hochdruck steht.“ Zum folgenden Decrescendo: „Bitte bremsen. Das heisst: zwischen die Achtel Sand streuen.“

Kaum minder anschaulich gaben sich die Anweisungen von Regisseur Ponnelle (wozu er zwischendurch einen kräftigen Schluck Whisky nahm). Zu den gefangenen Trojanern: „Ihr seid zu kokett, nicht mit den Hüften wackeln; es muss wie eine tragische Pizza sein.“ Mit dem Chor verfuhr er sowieso ziemlich harsch: „Bitte ein bisschen sanft auftreten, sonst erhalte ich den Eindruck, eine Horde von Rhinozerosen sei auf dem Weg nach Zürich.“ (Das fand übrigens bei Harnoncourt eine direkte Fortsetzung: „Sie singen viel zu gesund, das ist eben diese Ovomaltine“.) Besonders hatte Ponnelle die weibliche Hauptfigur Ilia ins Herz geschlossen. „Wenn Dein Liebhaber Idamante als siegreicher Held zurückkehrt – das ist für Dich wie Mousse au Chocolat.“ Überhaupt müsse sich „ein wütendes Amazonenpferd zur sentimental Rokokojungfrau wandeln“. Kurz und bündiges Fazit des Regisseurs nach anstrengendsten Proben: „Jetzt vergesst all den Blödsinn, den ich gesagt habe, und macht es natürlich!“

Mario Gerteis